

Peter Bichsel Über Gott und die Welt



Suhrkamp

ebook Suhrkamp

Bichsel und Religion? Hat er, der bekennende Sozialist, denn etwas mit ihr zu tun? Durchaus: Über Jahrzehnte hinweg äußerte er sich immer wieder zu religiösen Themen. In Essays und Erzählungen, aber auch in Laienpredigten zeigt er sich als wacher Beobachter, der beides zu verbinden weiß: ein existentielles Interesse an Religion und einen klaren Blick für ihre problematischen Begleiterscheinungen. Neben engagierten Plädoyers zum Verhältnis von Religion und Gesellschaft finden sich immer wieder auch Hinweise auf die religiöse Dimension der fundamentalen kulturellen Praktiken des Lesens und Erzählens. Dank bislang verstreut oder noch gar nicht publizierter Texte bietet der Band erstmals Einblick in eine facettenreiche Auseinandersetzung, in der Gott konsequent von der Welt aus in den Blick genommen wird.

Peter Bichsel, geboren 1935 in Luzern, lebt als freier Schriftsteller in Bellach bei Solothurn. Zuletzt erschienen *Dezembergeschichten* in der Insel-Bücherei (2007) und *Heute kommt Johnson nicht. Kolumnen 2005-2008* (2008).

Andreas Mauz, geboren 1973 in Chur, arbeitet als Literaturwissenschaftler und evangelischer Theologe in Zürich. Zuletzt erschienen (Mitherausgeber): *Religion und Gegenwartsliteratur. Spielarten einer Liaison* (Würzburg 2009) und Otto Nebel, *Unfeig. Eine Neun-Runen-Fuge zur Unzeit geigt* (Basel 2006).

Peter Bichsel
Über Gott und die Welt

Texte zur Religion

Herausgegeben von Andreas Mauz

Suhrkamp

Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum

Verlag und Herausgeber danken Peter Bichsel für die Zustimmung, auch unpublizierte Texte in den Band aufzunehmen, und Fulbert Steffensky für die Genehmigung des Abdrucks des Gesprächs von Peter Bichsel mit Dorothee Sölle. Für Hilfe bei den Recherchen im Archiv Peter Bichsels geht ein Dank an Dr. Rudolf Probst vom Schweizerischen Literaturarchiv Bern.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

www.suhrkamp.de

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

eISBN 978-3-518-73161-1

Inhalt

- I Schaut die Lilien auf dem Felde: Predigten 9**
Der Herr ist mein Trotz! 11
Selig sind die Friedfertigen 17
Schaut die Lilien auf dem Felde 24
Ein Mann veranstaltete ein großes Gastmahl 34
Aber die Schlange war listiger als alle Tiere 39
- II 24. Dezember: Geschichten 45**
24. Dezember 47
Lesebuchgeschichte 51
Kinderfragen 54
- III Das Fest des Dazugehörens: Kolumnen 59**
Im Winter muß mit Bananenbäumen etwas
geschehen 61
Nostradamus 64
Dummheit ist Macht 67
Die heilige Zeit der Gewalt 69
Feiertage 72
Zum Beispiel das mit den Käfern 74
Die Weihnachtsgeschichten 76
Erzählen gegen den Tod 79
Probleme, Probleme 81
Ein außerordentlich fluchtüchtiger Engel 84
Weiße Weihnachten 87
Vor dem Haus steht ein Baum 90
Die Linsen meiner Mutter 93
Die heilige Zeit 96
Der Glaube an die Muskatnuß 99
Heute ist Sonntag 101
Etwas weihnächtliche Nostalgie 104
Von der Macht und der Weisheit 107
Das Fest des Dazugehörens 109

IV Wie christlich sind die Christen?

- Essays und Reden** 113
- Christentum und Politik 115
- Abschied von einer geliebten Kirche 124
- Sport als Religion? 136
- Wie christlich sind die Christen? 137
- Der abwesende Krieg 147
- Das Geschäft mit der Angst 151
- Wieviel Sicherheit braucht der Mensch? 154
- Frau Müller, Sie sind verhaftet 167
- Von der Erfindung der heiligen Schriften 170
- Man muß sie gesehen haben 184

V Das Recht, ein Anderer zu werden:

- Dorothee Sölle und Peter Bichsel im Gespräch** 189

Peter Bichsels Texte zur Religion

Ein Nachwort 225

Anmerkungen 255

Nachweise 274

so ist es
sagt man

ein baum zum beispiel
ist so

so ist ein baum

und ein baum ist nicht so
und alles ist nicht so

so ist es

**I Schaut die Lilien auf dem Felde:
Predigten**

Der Herr ist mein Trotz!

Der Herr ist dein Trotz;
er behütet deinen Fuß,
daß er nicht gefangen werde.

Sprüche 3,26

Meine Lieben,

schon die Anrede fällt mir schwer, soll ich sagen »meine lieben Schwestern und Brüder«, »liebe Gemeinde«, »Mitchristen«, »Mitmenschen«. Schon wenn ich Sie anrede, beginnt die Lüge, und wenn ich Sie anrede mit »meine Lieben«, dann weiß ich, daß ich unfähig sein werde, Sie alle zu lieben.

Ich bin ein Schriftsteller, und ich betreibe mit Spaß und Ärger ein Lügengeschäft, ein Fabuliergeschäft, und nun stehe ich hier und soll bekennen, was ich nicht bekennen kann.

Ich bin ein Mensch, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und ich bin das gern, und weil ich das gern bin, bin ich auch ein Opportunist, ich bin schnell unter Christen ein Christ, unter Sozialisten ein Sozialist, unter Fußballfans ein Fußballfan – und ich schäme mich nicht dafür, ein Opportunist zu sein. Ich will dazugehören, ich will mit dabei sein. Opportunismus ist auch eine menschliche Fähigkeit.

Trotzdem – nichts anderes macht mir so angst wie mein Opportunismus.

Deshalb fürchte ich mich vor einem Bekenntnis. Ich stelle mich nicht gern vor Christen und sage: »Ich bin ein Christ.« Ich stelle mich nicht gern vor Gläubige und sage: »Ich glaube an einen Gott.«

Wenn ich so etwas unter Sozialisten sage oder unter Fußballfans, dann vertraue ich mir mehr, denn dort ist es trotzig gesagt, und ich vertraue meinem Trotz.

Ich vertraue meinem »Nein, nein« mehr als meinem »Ja, ja«. Und Christ sein in unserer Zeit, das hat mit Nein sagen wohl mehr zu tun als mit Ja sagen.

Es gibt ein christliches Nein, und das wohl erschütterndste Nein stammt von Jesus selbst. »Meinet ihr, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Nein, sondern Zwietracht«, sagt der trotzig Jesus in Lukas 12,51.

Und er meint wohl damit »Auseinandersetzung«, »Dagegen sein können«.

Mir gefällt das kleine, stille, liebe Kind, dem der Onkel zärtlich übers Haar streichelt und sagt: »Du besch e ganz e Liebe«, und es stampft auf den Boden und sagt: »Nei, e be e ganz e Böse.«

Das heißt: Ich bin nicht nur lieb und opportun, ich bin auch selbst jemand.

Ich bin ein anderer – das ist Trotz.

Und der wunderbare Satz von Dorothee Sölle ist ein trotziger Satz: »Christ sein bedeutet das Recht, ein Anderer zu werden.«¹

Eine andere, ein anderer werden – das bedeutet das Recht, nein zu sagen.

»Der Herr ist mein Trotz!«

Ich weiß nicht, ob ich an einen Gott glaube – und Fromme werden mir diesen Satz nicht verzeihen, aber ich kann in dieser einen Sache nicht lügen – das ist schon sehr eigenartig, daß ich es in dieser Sache nicht kann, und vielleicht ist das schon ein Teil eines Gottesbeweises – aber ich kann wirklich beim besten Willen nicht wissen, ob ich an ihn glaube.

Trotzdem, trotzdem – ich brauche ihn. Nicht einfach als Tröster und Helfer, nicht einfach als einen, bei dem sich der Leichtathlet durch Bekreuzigen einen Hochsprungweltrekord erbetet – ich brauche ihn, damit das alles, was ist, nicht sinnlos ist – und damit das alles, was ist, nicht alles ist.

»Der Herr ist mein Trotzdem!«

Und wenn einer kommt, der schlüssig und endgültig beweist, daß es ihn nicht gibt – ich brauche ihn trotzdem.

Ich brauche ihn nicht, um zu überleben. Ich brauche ihn nur, um leben zu können.

Damit das, was hier ist, nicht alles ist. Damit Lernen nicht alles ist und Arbeiten nicht alles ist, damit Karriere und Landesverteidigung und Zivilschutz und Atomkraft und Krieg und Aufrüstung, schweizerische Aufrüstung, nicht alles ist.

Damit Reichtum und Villa und Jacht und Freundin zum Vorzeigen und Auto zum Vorzeigen nicht erstrebenswert sind.

Ich brauche ihn, damit ich mir vorstellen kann, daß sich jemand freut über mein Nein, daß sich jemand darüber freut, wenn ich versuche, ein anderer zu sein – versuche, trotzig auf den Boden zu stampfen, wenn mir der gute Onkel übers Haar fährt.

Ich brauche ihn, damit es sinnvoll ist, daß diese Welt mich überlebt.

Und sie wird uns nur überleben, wenn uns der Trotz gelingt, wenn uns der Widerstand gelingt. Wir Menschen haben diese Welt endgültig in unsere Hände genommen – wir haben den Weltuntergang endgültig in unseren Händen.

Und wir wissen endgültig alle, daß wir ihn schaffen können. Und wir wissen alle nicht, ob wir ihn werden verhindern können.

»Um deswillen ergreift den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget«, schreibt Paulus an die Epheser.²

Das hat Paulus nicht umweltschützerisch gemeint, aber inzwischen muß ich es so verstehen: Wenn wir das Feld behalten wollen, dann haben wir Widerstand zu leisten – dann *hätten* wir Widerstand zu leisten, hätten wir endlich Widerstand zu leisten.

Ich weiß, wovon spreche, weil ich von mir selbst weiß, daß ich es nicht kann.

Ich habe zu oft in meinem Leben nicht Nein gesagt. Und

mein Mut und mein Trotz ist ein literarischer. Er gelingt mir fast nur auf dem Papier.

Mein Gott gelingt mir nicht, weil mir mein Trotz nicht gelingt.

Und hie und da staune ich, wie leicht dieser Gott den anderen gelingt, den Feldpredigern und Diktatoren, den Generälen und Bossen oder etwa unserer Bundesverfassung, die mit »Im Namen Gottes des Allmächtigen« beginnt, und so werden dann halt auch die Autobahnen in seinem Namen gebaut und die Atomkraftwerke, und dann wird eben auch ein Mehrheitsbeschluß ein göttlicher Beschluß und Widerstand heidnisch.³

Ich spreche niemandem, der oder die sich zum Christentum bekennt, sein oder ihr Christentum ab – auch schwache, böse, feige Menschen dürfen Christen sein.

Ich staune ab und zu nur, wie leicht es ihnen fällt. Mir fällt es schwer.

Mir fällt mein Trotz nicht leicht. Aber daß der Herr mein Trotz ist, das ist meine Hoffnung. Ich hoffe nicht auf Gott, aber ich hoffe auf unseren Trotz, der Gott ist.

Ich möchte hier leben, und ich lebe gern. Ich möchte nicht hier leben, um reich zu werden und Karriere zu machen und die ganze Welt wirtschaftlich zu beherrschen, sondern um Bücher zu lesen, Geschichten zu hören und Geschichten zu erzählen, mit meinen Freundinnen und Freunden zu lachen. Gute Menschen kennenzulernen, und ich kenne viele solche. Ich möchte es mir hier gefallen lassen. Und ich möchte weinen können und traurig sein können.

Ich möchte leben können wie Oliver Hardy und Stan Laurel, wie Dick und Doof.

Sie sind mir eingefallen, als ich auf der Suche nach trotzi-gen Menschen war, zwei Clowns, die es leider in Realität nicht gibt, aber die sich so schön erfunden haben.

Und wenn ich sage, ich möchte so leben können, wie sie es im Film konnten, dann meine ich nicht etwa, daß ich die

Leute so zum Lachen bringen möchte, sondern daß ich den Mut hätte, ihre Tragödie zu leben, die eine trotzige und lebensfrohe ist.

Sie nehmen ihr Leben ernst, und das finden wir komisch – und es ist sehr komisch, daß wir das komisch finden.

Sie sind trotzige Menschen, weil sie die kleinste Begegnung, das kleinste Ereignis zu Ende leben, und sie sind trotzig, weil sie jede Begegnung als Verlierer verlassen, als zufriedene Verlierer.

Sie gehen durch die Straße und sehen beim Kehricht am Straßenrand einen ausgedienten Weihnachtsbaum, und wenn Stan auf ihn zugeht und ihn aus dem Kehricht holt, dann wissen wir Zuschauer, daß dies der Anfang einer ganzen Odyssee ist, die bis zum bitteren Ende gelebt werden muß.

Natürlich wollen sie mit diesem Baum reich werden – sie sind Menschen –, aber es mißlingt ihnen, sie sind Menschen, und ihr Mißlingen ist menschlich.

Uns wirklichen Menschen aber – so scheint mir – ist alles immer wieder gelungen, die Kernspaltung ist uns gelungen, die Mondlandung ist uns gelungen, der Erste und der Zweite Weltkrieg sind gelungen, und die Kriegsgewinne sind gelungen, und Wachstum, Wachstum, Wachstum ist uns gelungen – wie unmenschlich unser Gelingen geworden ist!

Ach, wären wir doch tolpatschig wie die Clowns. Der trotzige Gott hätte sie geliebt.

Und ich hätte die beiden – Stan und Oliver – gern einmal als überzeugte, gute Christen scheitern sehen. Ich bin sicher, ihr Scheitern wäre ein anderes – ein konsequenteres – gewesen als unseres.

Ich weiß, die Geschichte von Stan und Oliver will hier nicht reinpassen. Also lasse ich sie.

Ich wollte damit nur sagen, daß ich die Hoffnung auf die Menschen nicht aufgegeben habe. Glaube, Liebe, Hoffnung hat für mich mit Menschen zu tun. Und jener Gott, der es

dann schon tut – und tut, wie er will –, jener Gott, der es dann schon tut, das kann – so glaube ich – nicht der Gott der Christen sein.

Und hier wußte ich beim Schreiben nicht mehr weiter, und ich bin spazieren gegangen und habe in der Beiz einen Bauern getroffen, einen sehr aufgeklärten Bauern, der mir von seinen Vorstellungen von Landwirtschaftspolitik erzählte und sich sehr ereiferte und engagierte. Und er erzählte von seinen Zuckerrüben, von seinem Raps, von seinem Roggen, von seinen Kartoffeln und von seinen Erbsen – und ich habe dabei vergessen, daß ich an einem Manuskript saß über den sicheren Weltuntergang, und ich mochte ihn sehr, diesen Bauern, und hatte sehr Vertrauen in ihn, und ich habe mit ihm gestritten und mich mit ihm verständigt, und habe wieder eine Stunde lang an die Menschen geglaubt.

Das ist sehr schön, wenn man an die Menschen glauben kann, und wer den Glauben an sie verliert, der verliert auch seinen Gott.

Ich habe den Bauern nicht gefragt, ob er mitkäme auf die Barrikaden, in den Widerstand. Ich habe vergessen zu fragen, ob er für oder gegen Atomkraftwerke sei, für oder gegen die Landesverteidigung, für oder gegen die Revolution. Ich habe wirklich vergessen, ihn zu fragen. Ich habe den Untergang der Welt vergessen.

Das passiert mir oft, wenn ich Menschen treffe, denn nur Menschen sind meine Hoffnung, und ich gehöre nicht zu jenen, die Gott in der Natur erleben – im blauen Enzian und im weißen Edelweiß – Bäume erinnern mich nicht an Gott, nur Menschen.

Und hie und da habe ich eine ganz kleine Hoffnung. Sie ist so klein, daß sie mich sogar ein bißchen kitzelt in meinem Bauch. Hie und da habe ich die ganz, ganz kleine Hoffnung, daß es uns gelingt.

Daß es uns gelingt, nein zu sagen.

Denn das Wort der Befreiung heißt Nein.

Und der Herr ist mein Trotz.

Und ich weiß, daß ich nicht allein bin mit meinem Trotz.

Und ich weiß, daß ich diese Bibelstelle wohl allzu eigen-
nützig, wohl allzu politisch interpretiert habe, und vielleicht
auch total falsch.

Jener Hebräischkenner, der kommt und sagt, daß Luther
falsch übersetzt hätte oder daß ich das Wort »Trotz« bei Lu-
ther falsch verstanden hätte. Jener Hebräischkenner wird
mich nicht überraschen, denn schon in der Zwingli-Bibel
ist diese Stelle anders übersetzt, es heißt dort nicht:

»Der Herr ist dein Trotz«, sondern:

»Der Herr wird deine Zuversicht sein.«⁴

Also ist mein Trotz und Euer Trotz und unser Trotz meine
Zuversicht.

Selig sind die Friedfertigen

Selig sind die Friedfertigen; denn sie
werden Gottes Kinder heißen.

Mt 5,9

Liebe Mitmenschen,

Liebe Mitchristinnen und Mitchristen,

ich weiß nicht, ob ich ein Mitmensch bin, und ich weiß nicht,
ob ich ein Mitchrist bin, denn Mensch sein, das ist einfach,
das ist keine Leistung, das geschieht einfach so – und Christ
sein, das ist auch einfach, das geschieht auch einfach so –

Wir leben in einem christlichen Land, dessen Bundesver-
fassung mit den Worten »Im Namen Gottes des Allmächtigen«
beginnt.⁵ Ich halte das zwar für Gotteslästerung
und für einen Mißbrauch des Namens Gottes – was nicht et-

wa heißt, daß mir die schweizerische Verfassung nicht lieb wäre, aber so einfach, wie sich die schweizerische Verfassung Gott vorstellt, ist er wohl nicht.

Zudem waren es liberale Atheisten, die diesen Satz 1848 der Verfassung voransetzten, um die Konservativen zu besänftigen: Ihnen machte es nichts aus, und den Konservativen konnte es recht sein.

Von nun an war in diesem Land alles, was in der Verfassung stand, auch gottgewollt, die Militärdienstpflicht, die Landwirtschaftssubventionen, der Handel mit Spirituosen, die Todesstrafe im Aktivdienst – so einfach ist das, wir setzen Gott vor unser Tun, und dann ist es göttlich. Öffentlicher Anstand und christlicher Anstand werden damit dasselbe – unabhängig davon, daß sich jener Christus, auf den wir uns beziehen, in seinem Land nicht anständig, nicht nach der gängigen Moral verhalten hat.

»Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.«⁶

Er, Jesus von Nazareth, auf den wir uns beziehen, ist um der Gerechtigkeit willen verfolgt worden. Wer unter uns hier versammelten Christen kann von sich sagen, daß er je um der Gerechtigkeit willen verfolgt worden ist. Ich nicht.

Ich habe als Kind gelernt, von meiner Mutter – die mich in dieser Sache angelogen hat – und von meiner sanften Sonntagsschullehrerin, die daran glaubte, daß dann Friede sein wird, wenn ich selbst mich friedlich verhalte.

Ich habe das als Kind geglaubt, und ich habe als Kind darunter gelitten, daß mir der Friede nur halbwegs gelang.

Aber meine Mutter wollte auch, daß aus mir etwas wird. Etwas werden, das heißt in dieser Welt mehr werden als die Anderen, und wer mehr werden will als die Anderen, der hat sein Streben gegen die Anderen zu stellen – Erfolg ist im Sinne von jenem Nazarener etwas Unfriedliches. Das Reich Gottes ist nicht das Reich der Erfolgreichen.

In der ganzen Bibel steht nichts davon, daß man etwas Be-

sonderes werden müsse, daß man Erfolg haben sollte, erfolgreich sein sollte, reich werden sollte.

Aber die christlichen Gegenden – ausgerechnet die christlichen – haben ausgerechnet das geschafft. Christentum und Reichtum ist zum mindesten geographisch dasselbe geworden.

Insofern ist dieses Land Schweiz das christlichste aller Länder – das reichste aller Länder.

Und es gab auch schon den arroganten Verdacht, daß Gott dieses Land ganz besonders liebt. Warum sollten wir Gott lieben, wenn er uns bereits liebt?

Es genügt doch, daß diese Schweiz ein christliches Land ist, dann sind wir doch alle christlich genug – nämlich friedlich genug.

Ich habe als Kind geglaubt, was meine Mutter mir vorge-schwindelt hat; wenn ich selbst friedlich genug wäre, dann wäre auch Friede in der Welt, dann wäre auch der Zweite Weltkrieg zu Ende. Und ich habe als Kind versucht, dem Weltfrieden zuliebe friedlich zu sein – und ich habe damals festgestellt, daß ich nicht friedlich genug bin, und ich habe gelitten darunter, daß ich persönlich nun schuld sein sollte am Fortgang des Zweiten Weltkrieges.

Schon ein paar Jahre später fand ich meine damalige Hal-tung lächerlich, und ich glaubte nun, daß der Weltfriede eine politische Angelegenheit sei, und ich versuchte, mich in der Politik auf die Seite der Gerechten zu schlagen.

Nun brauchen aber diese Gerechten auch Wähler, und würden sie nur von den Gerechten gewählt, es wären zu we-nige – also müssen dann auch diese Gerechten für all das sein, was nicht gerecht ist, was nicht friedlich ist.

Die Politik hat sich opportun zu verhalten, was gang und gäbe ist unter den Leuten – das ist auch gang und gäbe in der Politik. Feindschaft und Krieg und Aggression, Tod und Vernichtung aber sind gang und gäbe.

So gibt es wohl niemanden, der Geldwaschen für ein an-

ständiges Geschäft halten würde. Aber es ist in diesem Land ein legales Geschäft. Es ist legal, sich an Waffengeschäften, an Drogengeschäften, an Entführungen und Erpressungen zu bereichern.

Aber niemand wird aufstehen und behaupten, es sei auch moralisch. Legalität und Moral sind nicht dasselbe. Ein guter Schweizer und ein guter Christ sind nicht dasselbe.

Die Schweiz sei ein Land des Friedens, sagt man, und wir alle sind vorschnell bereit, dies zu glauben – aber wir beteiligen uns an jeder Form des Krieges, wenn damit Geld zu verdienen ist. Unsere Armee sei eine friedliche Armee, sagt man. Aber sie hat auch den Zweck, unserer Waffenproduktion und unserem Waffenhandel ein Alibi zu verschaffen. Unser Zivilschutz ist friedlich, aber er hat auch den Zweck, den Krieg nicht total als unmöglich erscheinen zu lassen.

Wir Schweizer nehmen uns immer aus, und wir halten den Krieg für eine Sache der Russen, der Amerikaner, der Araber. Und wenn irgendwo von Abrüstung die Rede ist, dann gibt es auf der ganzen Welt niemanden, der so heftig davor warnt wie die Schweizer. Wenn ein russischer Außenminister sagt, daß sie unabhängig von Verhandlungen und einseitig alle chemischen Waffen vernichten wollen, dann gibt es nur ein einziges Land, das dies als Bedrohung empfindet – die Schweiz.

Ich weiß, das Thema des Kirchensonntags meint etwas anderes. Es meint zum Beispiel zu Recht Entwicklungshilfe, Solidarität mit den Ärmsten dieser Welt. Der Beitrag der reichen Schweiz ist dafür jedenfalls beschämend klein – aber ich möchte hier von etwas anderem sprechen.

Solange es immer die Anderen sind, die feindlich sind, die unfriedlich sind, und jedes Inland der Welt friedlich ist und jedes Ausland der Welt feindlich – solange jedes Land der Welt nur von Verteidigung spricht – es gibt keine Kriegsministerien mehr, nur noch Verteidigungsministerien –, solan-